

Auszug

A) Die Stadt

Eingang

Ich möchte von einem Menschen erzählen, der ausgezogen war, um Gott in seinem Leben auf dieser Erde zu suchen. Zuerst war er zu Fuß von seinem Heimatort los gelaufen und durch Dörfer, Städte, Felder und Wälder gewandert, bis er in einer Stadt blieb. Dort traf er sehr bald auf einen Tagelöhner, der am Rande des Marktplatzes saß und ihn einlud, seine kleine Mahlzeit mit ihm zu teilen.

- *Wenn du nicht die ganze Welt erobern willst, so raste ein wenig bei mir.*
- *Es genügt, wenn ich heute den Tag für mich erobern kann. Dann werde ich morgen wissen, wo ich weitermachen soll.*
- *Ich sehe, du bist ein gebildeter Mensch, deswegen brauchst du ein wenig nackten Boden unter deinem Hintern. Hier, setz dich zu mir.*
- *Ich weiß nicht, was sich mehr verbrennt, wenn ich mich setze, der Boden oder das Denken, das ich mitbringe.*

Er setzt sich.

Rudolf hatte schon genügend getrunken, und frei von der Leber erzählt er seine Storys, in denen hin und wieder Fetzen aus seinem Leben auftauchen. Er war einmal Ofensetzer gewesen, hoch im Norden und seit Jahren unterwegs, weil seine Frau ihn wegen eines anderen verlassen hatte.

- *Bleib ein wenig in dieser Stadt und ich will sie dir zeigen.*
- *Zeige mir, was in dieser Stadt Sinn gibt und ich bleibe.*
- *Also gut, dann gehen wir heute Abend ins Kloster.*
- *Ich glaube, die Zeiten sind vorbei, als die Klöster noch für den Sinn zuständig waren.*
- *Du kennst mein Kloster noch nicht.*

Rudolf nimmt Emil mit an den südlichen Rand der Stadt, der auf einer Anhöhe liegt. Sie kommen vom Marktplatz aus an einigen Kirchen vorbei, passieren ein riesiges Fabrikgelände, durchqueren die reichen Villenvororte und gelangen schließlich in ein Erholungsgebiet mit Wiesen-, Wald- und Heideflächen.

In die andere Richtung vom Marktplatz aus stößt die Stadt mit ihrem Geschäftszentrum auf die Bahnstrecke, welche einen deutlichen Schnitt macht. Nördlich der Bahn ducken sich die Arbeiter- und Ausländerviertel und daran schließen sich aufragend die Türme, Schornsteine und Gerüste einer Zeche nebst Stahlwerk und Kokerei an. Dahinter verstecken sich unscheinbar die Siedlungen der Armen.

- Schau sie dir an, die Stadt, ich werde sie dir zeigen.

- Von hier aus sieht es fast so aus, als ob man je aus ihr schlau werden könnte.

Mitten im Wald stehen sie dann vor dem „Kloster“: der runde Hinterteil einer alten Abteikirche, gut erhalten oder ausgebessert. Das Dach ist nur noch angedeutet und die Ränder enden stufenweise in Säulen. Bei allem ist es eine Ruine. Einzig ein Kirchenfenster ist vollständig: ein Baum mit breiten Wurzeln und weiter Krone. Oberhalb der Wurzeln ein Lamm, das die Siegesfahne zwischen den Vorderbeinen hält. Daneben ein Mönch, der in den Himmel schaut, mit der linken Hand auf die Blutspuren des Lammes deutet und mit der rechten zaghaft fragend nach oben greift, so dass sie teils dem Himmel gilt, teils ihm selber.

Hinter dem Fenster geht die Sonne unter. Mit einem Mal spürt Emil sich in seinem Körper, wie er durch seine Augen sieht: vor ihm das Fenster, das Bild, dahinter einige Zweige des Waldes und vor der Sonne Wolkenfetzen. Ein Bogen über und durch verschiedene Schichten.

Hinter der Mauer ist ein öder Platz mit Geröll und Sträuchern. Sie übernachteten hier. Vorher sitzen sie noch eine Weile am Feuer.

- Das ist doch alles ziemlich weit weg.

- Sicher, bis hier oben sind es einige Kilometer.

- Wie kannst du hier überleben?

- Jede Stadt hat ihre schwachen Stellen und die lernst du kennen, wenn du auf der Straße liegst.

- Ich fühle mich selber im Moment schwach und weiß nicht, wo es lang geht.

In die Stadt

Während der Morgen aufgeht, beschäftigen Emil die Reste eines Traumes aus der Nacht: mitten in einer Stadt ist ein wild wachsendes Gelände abgesperrt, mit einem Zaun umgeben und mit einem Stacheldraht und blanken Stromleitungen mehr als gesichert. Auf dem Gelände geht ein Mann auf und ab. Er ist langhaarig und bärtig. Manchmal erscheint seine Kleidung wie ein Arbeitsanzug, manchmal eher wie eine Kutte. Er geht auf und ab mit zornig-ernstem Gesicht. Er wandert zwischen dem Zaun und einem hoch ragenden, spitz gewölbtem Baum, der in einem Stück Wald auf einem Hügel wächst. Emil hat noch mehr geträumt, kann sich aber nicht mehr erinnern.

So beginnt der Tag mit Elias, wie er ihn nennt, und nimmt ihn mit in die Stadt.

Auf dem Weg dorthin geht er neben dem launisch schweigenden Rudolf, der mit seinem Morgenkater kämpft. Mit wachen Augen schluckt Emil die müden ersten Regungen im Villenviertel, sie saugen wie saurer Saft seinen Mund und seine Kehle zusammen. Zwischen den Villen und dem Fabrikgelände kauft Rudolf seinen Morgentrunke. Sie setzen sich auf eine Bank gegenüber dem Fabriktor. In Gedanken geht Emil ein Stück mit den Arbeitern ins Werk hinein und mit ihnen die ersten Schritte hinter dem Pförtner und der Stempeluhr: Arbeit haben für einen Tag, Geld genug für den Monat, für die Familie, für den Urlaub. Heute sich fügen wie immer, es geht vorüber, aber die Sorgen sind geregelt mit dem Lohnstreifen.

- Morgen suchen wir uns Arbeit. Wir werden eine finden. Lass mich nur machen, ich kenne mich hier aus. Wir werden schon überleben. Wenn wir hier im Farbwerk keine kriegen, dann woanders. Warte nur ab, wir finden schon was.

Und dann wird in einem stolzen Wagen der Direktor ins Werk gefahren. Hinter den getönten Scheiben ist sein Blick nicht zu erkennen. Seine Augen sind außerdem noch durch eine dunkle Brille geschützt.

- Ob du es glaubst oder nicht, den kenne ich persönlich. Aber der kennt mich nicht. Weder jetzt, wo er an mir hier vorbeifährt, noch wenn wir abends einen trinken, dort draußen in seinem Wochenendhäuschen. Gleich sitzt er hinter seinem Schreibtisch und verwaltet ein kleines Imperium. Und keiner weiß, was mit ihm los ist. Auch er selber nicht.

- Siehst du, so kannst du einen nach dem anderen durchgehen und du kommst irgendwie bei allen zu dem gleichen Ergebnis. Sie wissen nicht, was mit ihnen eigentlich los ist und schaffen alle unentwegt an dieser Stadt.

- Und wenn du es weißt, meinst du, damit könntest du die Stadt aus den Angeln heben? Hör mal, weißt du denn, was mit dir los ist?

Emil schaut Rudolf entsetzt an.

- Eben nicht, sonst säße ich nicht hier. Vielleicht packst du dich auch mal an die eigenen Nase. Hast du noch anderen Geist in deinem Leib als den Alkohol?

- So, bevor es los geht, lasst uns lieber weiterziehen. Jetzt gehen wir frühstücken ins Mutterhaus. Mit leerem Magen kommst du auf dumme Gedanken.

- Und du mit voller Kanne. Aber lass gut sein. Frühstücken ist eine gute Idee.

Das Mutterhaus gehört zu einer Ordensgemeinschaft des Hl. Vinzenz. In den Kellerräumen wird Essen für die Armen dieser Stadt ausgegeben. Diese Stelle ist in aller Munde bei den Menschen auf der Straße und bei den Arbeitslosen, und sie ist in jedem Rechenschaftsbericht der frommen Funktionäre zu finden.

Eine freundliche Nonne teilt das Essen aus.

- Da kommt der der Richtige, Rudolf, der Held aller Habenichtse und Taugenichtse weit und breit.

- Und da heben sie die Allerbeste, Schwester Veronika, die Trösterin aller armen Seelen. Ich bringe eine Neuentdeckung mit, eine verlorene Seele.

Emil nimmt sein Brote und seinen Kaffee entgegen.

- So verloren, wie man sein kann, wenn einem der Sinn abhanden gekommen ist und weder durch Bücher, durch Geld, noch durch Heirat wiederzufinden ist.

- Das ist die beste Voraussetzung, um heilig zu werden. Vollkommen arm und leer zu Gott kommen. Der hat noch keinen, der nichts hatte, wieder zurück geschickt.

- Aber der verlangt, dass man an ihn glaubt. Und das ist mehr verlangt als die ganze Menschheit mit Essen zu versorgen.

Rudolf schaltet sich ein.

- Ich mache einen Kompromissvorschlag. Iss in Ruhe deine Brote, und wenn es dir geschmeckt hat, bedanke dich bei Schwester Veronika. Sie wird den Dank dem Herrgott weitergeben. Warte mal ab, ob sich das nicht günstig für dich auswirkt.

- Gott sollte sich auf diese Schleichwege hinten herum nicht mehr einlassen. Die Katholiken haben sich die Muttergottes geschaffen, um sich den direkten Weg zu Gott zu ersparen.

Schwester Veronika schlägt ihre Hände über dem Kopf zusammen.

- Du meine Güte. Ein Protestant, der nicht mehr an Gott glaubt.

- Solange ich suche, ist Gott für mich nicht gestorben. Im Moment lassen wir beide uns Zeit. Gott mir gegenüber und ich mit ihm.

- Aber das kann nicht endlos gehen, Wer sucht, der findet. Und Gott lässt sich finden.

Rudolf wird unruhig und macht sich auf zur Tür.

- Beten Sie für uns, vor allem für diese verlorenen Seele. Ich werde ihm die Stadt zeigen, und wenn Gott irgendwo in der Stadt ist, werden wir ihn finden.

- Wenn er tatsächlich in der Stadt zu finden ist, werde ich ihn persönlich hier vorbei bringen. Mit ihm werde ich ohne Geld die Brote vergüten. Adieu!

Schwester Veronika lächelt wieder, als die beiden Tagelöhner den Keller verlassen.

Je näher sie der Innenstadt kommen, desto stärker nimmt der Verkehr zu. Sie haben Mühe, sich ihren Weg durch Autos zu bahnen. Und auch die Bürgersteige füllen sich mit Fußgänger. Auf dem Sternplatz stoßen sie auf eine dichte Menschenmenge, die sich um einen Rettungswagen schart. Rudolf fasst Emil am Arm.

- Du kannst sicher sein, da ist wieder jemand umgekippt, den ich kenne und der mich nicht kennt.

Sie erfahren, dass Konrad „der Redner“ lange ungestüm gepredigt, immer wieder laut aufgeschrien hätte und schließlich wie tot umgefallen sei.

- Siehst du, der arme Mann war Geschichtspräsident und kommt seit Jahren zu diesem Platz, um den Teufel auszutreiben. Der wettet gegen die Menschen, weil sie nicht dazu lernen wollen. Ich kenne ihn vom Lesesaal der Universität, wo ich mich im Winter aufwärme. Konrad liest dort Zeitung und oft kommt er zu mir und erklärt mir die neuesten Dinge, die sich ereignet haben. Ich verstehe nicht viel, was er sagt. Aber ich verstehe, dass er etwas zu sagen hat, was er nicht sagt. Ich denke darüber nicht weiter nach, aber soviel bekomme ich mit: dieser Mann redet mit der Stadt, weil er mit keinem anderen reden kann.

- Ja und auch nicht mit sich selbst. Jeder, der nicht mit sich alleine sein kann, drängt an die Öffentlichkeit und verlangt von ihr Aufmerksamkeit.

- Ich sage dir, ich kenne diese Stadt, und manch einer hält seine vier Wände nicht aus und kommt auf diesen Platz.

- Zum Beispiel wir beide. Wir haben keine eigenen Wände, wir wohnen nicht zu Hause. Ich suche und weiß nicht, ob ich Gott suche. Also bleibe ich auf der Suche. Und du wirst gesucht. Du lässt dich suchen, von den Leuten und von deiner treuesten Freundin, dem Bier, der kühlen Blondin.

- Du wirst langsam ungemütlich. Ich bin heute nicht zum Streiten aufgelegt. Bevor es ärger wird und kracht, trennen wir uns besser für ein paar Stunden. Ich werde mir auf meine Weise meinen Lebensunterhalt verdienen. Schau du, wie du dir dein Seelenheil verdienst.

Und Rudolf taucht auf dem Platz unter.

Wie recht er hat, denkt Emil. Dieser einfache Tagelöhner ist dem Leben so nahe. Aber die Zeiten der Romantik auf der Straße sind vorüber. Emil kennt das Milieu der Außenseiter mittlerweile ganz gut. Welche Anziehungskraft war von diesen Menschen ausgegangen und welche Zerstörungskraft musste er erleben: Selbsterstörungskraft. In ihnen wurde früh das Vertrauen ins Leben zerstört. Sozialfamilien, Heimkinder, Flüchtlinge, tot dressierte Bürgerkinder, die sich im Wahn aus der Gesellschaft stürzten. Und dieser übergute Heilungswille, der angesichts dieser Not aufsteigt, sich zu viel zumutet und zum hilflosen Helfer macht. Zu einem Helfer, der lange nicht versteht, dass er Hilfe für sich selbst sucht. Ja, Hilfe suchen. Verbündete im Kampf ums Überleben. Menschen begegnen ohne sie an sich zu binden.

Kurze Zeit steht Emil verlassen und orientierungslos auf dem Sternplatz. Noch bevor sich ein undeutliches Gefühl der Fremdheit ausbreiten kann, lässt er sich von einer Kirche anziehen, die den Platz mit einrahmt. Eine stattliche Kirche, empfindet Emil, jedoch kann er sich nicht entscheiden, ob herrlich oder fraulich stattlich. Sie flößt ihm fürstlichen Respekt ein. So nimmt er in der Kirche Platz, hinten in der letzten Bankreihe. Die kühle, angenehm schattige Ruhe überträgt sich auf ihn. Er wird selbst ruhig und leer. Und dann müde und schlapp. Schmerzen durchziehen die Glieder an tausend Stellen und beißen wie lästige Tiere. Ein Kloß bildet sich im Hals und der Atem stockt. Die

Muskeln ziehen sich zusammen und das Leben scheint abgeschnürt, gefesselt, lahmgelegt. Öde Steinwüste ohne einen Funken Hoffnung. Enge, Angst, Verlassenheit.

Und aus den Konturen der Wüste ersteht Elias, der Prophet mit den harten, zornigen Zügen, wie er sich stemmt gegen die Auflösung und gegen das Nichts. Wie er sich Kraft holt bei dem Baum in seinem Wald und wie er den Weg zum todsicheren Sperrzaun geht, immer wieder, ohne Ruhe, verbannt, eingesperrt, unerlöst. Ein Mensch, zu dem das Wort nicht dringt. Das Wort, das zu ihm gehört, das ihn und den Zaun aufschließt. Zu ihm tritt die Heilige Veronika an den Zaun, von der anderen Seite, von der Stadt her, diesmal in einfachem, orientalischem Gewand. Oder vielleicht ist es ein Arbeitskittel.

Elias unterbricht seinen Gang und blickt versteinert auf die junge Frau. Jetzt ist keine Bewegung mehr in ihm. Seine Augen erlöschen zu vertrockneten Seen. Seine Arme spannen sich mit den Schultern wie ein Bogen.

Mein Gott, denkt Emil, muss das sein. So kann das nicht weitergehen. Innere Flüche lassen seine Lippen erzittern. Ein unbändiger Unwille erstürmt die Stille der Kirche und schlägt gegen die Mauern. Diese beben beunruhigt und werfen den Andrang zurück, der wie eine Brandungswelle über ihm zusammenbricht. Fassungslos starrt Emil in den Raum. Es rühren sich Tränen, aber sie lösen sich nicht.

Und dann geht er nach vorne. Nein er macht keine Kniebeuge, schon lange nicht mehr. Er geht zum linken Seitenschiff und sieht, wie ihn erstaunt, nicht die Jungfrau Maria, sondern die Heilige Elisabeth. Ja, eine fürstliche Frau, die sich nicht zu den Armen hinunter beugt, sondern sich hinab begibt, die mit den Menschen mehr das Brot teilt, als dass sie es ihnen schenkt. Sie lässt die Krone hinter sich auf dem Thron liegen und lebt nach dieser Befreiung unendlich auf. Mit ihrem ganzen Körper, mit ihrem offenen Blick und ihren behenden Füßen steigt sie vom Palast herunter. Sie trägt einen Korb voll Brote zu den Menschen, die einen Tisch für die Mahlzeit bereitet haben. Kein Wunder, dass auf dem Weg in den Spuren, die sie hinterlässt, Rosen blühen.

Und auf der rechten Seite findet er nicht den Heiligen Josef, sondern Franz von Assisi. Aber das wundert ihn jetzt nicht mehr. In einer baufälligen, wackeligen Kirche hockt der Papst im Kirchturm und hält die Krone mit beiden Händen fest, damit sie ihm nicht vom Kopf fällt. Der untere Teil der Kirche öffnet sich nach links übergangslos in ein Stück Schöpfung. Franz tanzt vor einem Baum, dessen Spitze bis in Augenhöhe des Papstes reicht. Rechts unten schaut ihm ein Wolf fasziniert zu, und andere Tiere nahen sich diesem spielenden Menschen. Es fehlt nicht viel und sie werden von ihm angesteckt. Bereits angesteckt sind die einfachen Menschen, die aus ihren Elendshütten treten, anfangs noch in scheuer Prozession und weiter vorne schon in aufgelöstem Reihentanz. Vögel durchfliegen die tönende Luft, die im kirchlichen Palast wie Donnerschläge widerhallen muss. Die Risse im Gemäuer sind wie bissige Fragezeichen gegen den Aufruhr von unten.

Emil muss lachen, mitten in der Kirche lachen. Was ist das für eine Kirche hier. Das ist keine normale Kirche. Das ist eine Kirche, die es in sich hat und nicht außer sich ist. Das kann nicht sein, das gibt es nicht. Mein Gott, da hast du dir aber etwas einfallen lassen. Ich muss zum Pfarrer. Und er klingelt am Pfarramt. Eine Frau öffnet ihm.

- Könnte ich den Pfarrer sprechen?

- Seit fünf Jahren ist mir diese Gemeinde anvertraut.

- Natürlich, das hätte ich mir denken können. Was haben sie nur mit dieser Kirche gemacht? Die bringt mich ganz aus dem Häuschen.

- Kommen Sie mit in den Garten, ich habe einen Augenblick Zeit.

Der Garten kommt Emil bekannt vor.

- Wenn hier ein Pfarrer gewohnt hätte, so hätte ich ihn nach der Armen Kirche in unserem Land gefragt. Ich wäre ihm provokativen Vorteil gewesen, wenn ich ihm gesagt hätte, dass ich umher wandere, um Gott zu suchen. Jetzt verschlägt es mir die Sprache. Ich wage nicht zu fragen, ob sie evangelische Pfarrerin sind.

- Ich bin weder katholisch noch evangelisch. Das heißt, ich bin katholisch erzogen. Nach Jahren des Nichtglaubens habe ich angefangen, mich mit feministischer Theologie zu befassen und lebe deswegen hier. Das Pfarrhaus ist verwaist. Die Kirche wird von christlichen Gruppen genutzt, katholischen wie auch evangelischen, die sich unter einander vernetzt haben.

- Also innerhalb des Wirrwarrs institutioneller Zwänge gibt es eine Insel.

- Nein, nicht ganz. Nein keine Insel, kein Schonraum. Sondern eine kreative Chance, ein Sauerteigansatz. Fraglich, wie lange das noch gut geht.

- Das frage ich mich auch. Zumindest, wie lange Sie mit ihrer lebendigen Gemeinde in diesen Mauern bleiben können. Vielleicht stellt sich einmal die Frage nach einem Exodus.

- Diese Frage ist schon gestellt worden. Ich stehe in gutem Kontakt zu Christen jenseits der Bahnlinie. Sie leben dort in Siedlungen und arbeiten in Fabriken. Das ist in gewisser Weise ein Schritt weiter. Das sind Pioniere. Die Pionierarbeit lässt aber wenig Zeit für nachdenkliche Kreativität. So sind wir aufeinander angewiesen.

- Das hier ist nach langer Zeit endlich wieder ein Hoffnungsschimmer. Wenn ich weitersuche, dann deswegen, weil ich etwas gefunden habe. Ich danke aus ganzem Herzen, dass ich hierhin gelangt bin.

Emil verabschiedet sich und hätte die Frau gerne umarmt. Er spürt, dass es noch nicht möglich ist. Aber ein Anfang ist gemacht.

Es wird Mittag, als Emil in die Nähe des Bahnhofs kommt. Er schlendert durch die Fußgängerzone, an den großen Kaufhäusern vorbei, beobachtet die kleinen Stände der redegewandten Vertreter neuester Spezialerfindungen und setzt sich auf die oberste Stufe einer Treppe, die, unterbrochen von mehreren Plateaus, bis zum Vorplatz des Hauptbahnhofs hinab gleitet. Ihn stören jetzt nicht die rastlosen Menschen, die auf und nieder steigen, mit Koffern und Tüten, mit Schlips und Kragen oder mit orientalischen Tüchern um den Kopf gewickelt. Er lässt sie kommen und gehen, begleitet ihre Bewegungen, wie sie sich kreuzen und wieder von einander entfernen, zielstrebig irgendwo hin. Selbst die Heimatlosen und Stadtstreicher haben ihr Ziel auf dieser Treppe, obwohl sie Emil

auffallen. Sie gehen langsamer und schauen oft umher, als ob es hier doch gegen alle Wahrscheinlichkeit etwas zu verpassen gibt.

Und auf dem Bahnhof lösen sich die Züge ab, umhüllt von Lautsprecheransagen. Wie leicht lässt sich mit einem Zug über die Erde fahren. Du löst eine Fahrkarte und denkst im Abteil an den Zielpunkt, an einen Menschen, eine Konferenz, einen Urlaub. Schwieriger wird es, wenn du zu einem Bewerbungsgespräch unterwegs bist oder zu einer Prüfung. Und wenn du in die Kaserne oder in den Strafvollzug fährst, haben die Züge etwas Unaufhaltsames, Unabweichliches an sich. Sie rollen auf festen Gleisen ohne Halt und Rückkehr. Und wenn du dich in den Zug setzt, weil die Frau, die du liebst, die Beziehung zu dir abgebrochen hat? Dann ist es egal, wohin dich der Zug bringt. Dann ist es eine Fahrkarte ins Niemandsland, Die Räder rollen dann deswegen, weil du deinen Fuß nicht mehr auf die Erde setzen willst. Sie rollen hinweg über die Gesichter, die dir entgegenkommen, wenn du deinem Schmerz begegnest.

Und weshalb bin ich zu Fuß unterwegs? - denkt Emil. Weil ich nicht mehr den kleinsten Anlass habe, mir eine Fahrkarte zu kaufen: weder ein Elternhaus noch eine eigenen Familie, noch eine Arbeitsstelle, kein Kloster und auch keine Gefängniszelle. Aber so traurig stimmt ihn diese Erkenntnis nicht. Eine Spur von Fülle ahnt er auf seinem Treppenplatz: in jedem Augenblick könnte sich das ändern, in diese oder jene Richtung. Und was hat das mit selbstbestimmter Entscheidung zu tun? Und vor allem, was hat das mit Gott zu tun?

Möge er heute dabei sein,
mitgestalten,
was sich ereignet,
trennen helfen zwischen Unheil und Heil,
aus den kleinsten und erniedrigsten
Spuren
eine neue Geschichte entzünden.

Emil ist erschrocken über das erste Stoßgebet seit langer Zeit wieder. Scheu und verschämt, mitten in der Stadt, entblößt ohne schützende Kirchenmauern hat er sich an Gott gewandt. Also gut, möge da kommen, was kommt.

Von innen sammeln sich seine Muskeln und drängen zum Aufbruch, zum Mittag, zur Begegnung unter der Sonne.

Er steht auf und steigt die Treppe hinunter in Richtung Bahnhof.

Ich könnte ein Ritter sein. Aber ich käme nicht weiter
als Don Quijote gegen die Windmühlen.
Soldaten in heiliger Sache hat es auch genug gegeben.
Den einzigen Kreuzzug, der bis zum Feind durchkam,
hat Franziskus unternommen.
Der kam waffenlos als Bettelmönch bis zum Sultan.
Also, hinter diesen Erfolg gehe ich nicht zurück.

Auf dem Bahnhofsvorplatz geht Emil zum Brunnen. Dort ist er unvermittelt in einer spannungsgeladenen Situation. Mehrere Menschen haben sich versammelt und Rudolf ist mitten unter ihnen.

Ein junger schnauzbärtiger Mann steht drohend vor Rudolf. Neben ihm wartet eine blonde Frau darauf, gegen den Schwall der Worte etwas sagen zu können. Hinter ihr bilden neugierige Jugendliche eine Wand. An Rudolfs Seite ist ein älterer Mann mit Brille und Aktentasche stehen geblieben. Über seinem Kopf ist gerade noch das Schild „Bahnhofsrestaurant“ zu lesen.

- Wie oft habe ich dir gesagt, dass du dich hier nicht mehr blicken lassen sollst. Du kannst dich rumtreiben, wo du willst, aber ich lasse mir von dir hier meine Gäste nicht vertreiben. Ihr Penner habt genug Plätze, an denen ihr saufen könnt, wo auch keiner mehr hin kommen will, weil ihr überall leere Flaschen liegen lasst oder zerschmeißt.

Rudolf schaut den Kellner des Restaurants verdutzt an. Emil weiß nicht, ob er nach einer schnittigen Antwort sucht oder mundtot geworden ist. Die blonde Frau findet die erwartete Lücke.

- Sie irren sich. Diesen Mann habe ich hierhin eingeladen. Er ist also mein Gast und ich bin Ihr Gast. Sie vertreiben also ihre eigenen Gäste.

Der ältere Herr wird nervös.

- Ein Penner ist noch lange nicht gesellschaftsfähig, wenn eine Frau ihn unter ihre Fittiche nimmt.

Die Jugendlichen werden aufgebracht.

- Wahrscheinlich ist Ihre Frau nur dann gesellschaftsfähig, wenn Sie mit ihr ausgehen.

Emil weiß, dass er nicht mehr länger warten kann. Er geht auf Rudolf zu und gibt ihm die Hand.

- Hallo mein Freund, es ist wohl Zeit, dass wir uns wieder zusammen tun.

Dann dreht er sich zum Kellner und schaut ihm ruhig in die Augen.

- Mein Freund kennt die ganze Stadt. Und die ganze Stadt hat mit ihm zu tun. Mich wundert nicht, dass Sie ihn vertreiben wollen. Sie scheinen einer der Wenigen zu sein, die ihn offen erkennen und genauso offen verscheuchen. Ich möchte mich jetzt mit meinem Freund darüber unterhalten, was er heute erlebt hat. Wer das hören will, kann ja bleiben.

Die Jugendlichen kichern und ziehen ab. Der ältere Herr fasst sich an die Brille, rückt seine Aktentasche zurecht und schleicht seitwärts davon. Der Kellner bleibt zuerst noch, setzt an, etwas zu sagen, winkt ab, lacht ein wenig und geht eine Spur nachdenklich ins Innere des Restaurants.

Als Emil mit Rudolf und der blonden Frau alleine ist, wird ihm mulmig in den Knien und er setzt sich an den Rand des Brunnens. Die Frau tritt zu ihm und gibt ihm die Hand

- Ich heiße Maria, Rudolf hat mir von dir erzählt.
- Schön einen Menschen zu treffen, der Rudolf kennt und sich dann noch zu ihm bekennt.

Und er schaut Maria an. Ihm wird klar, dass diese Frau in seinem Leben eine Wende bedeutet. Er sieht jetzt nur ihr Gesicht und ihr Gestalt gehört zu diesem Gesicht. Er spürt, dass er diese Frau versteht und kennen lernen möchte.

Rudolf findet seine Worte wieder.

- Ich wusste, dass auf dich Verlass ist. Das habe ich gewusst, als du gestern auf dem Marktplatz erschienen bist.
- Und ich wusste, dass ich dich dort wiederfinde, wo sich wichtige Dinge ereignen.

Zu Maria sagt er:

- Ich heiße Emil. Das ist nicht mein Rufname. Kaum einer weiß, dass Emil der versteckte zweite Name von mir ist. Wenn ich wandere, meldet sich die versteckte Seite zu Wort und Namen.
- Dann heiße ich für dich Jakoba. Das ist mein zweiter Name. Ich habe den Eindruck, dich zu kennen, weiß aber nicht, wieso.

Jakoba setzt sich ebenfalls auf den Brunnenrand, zieht ihre Sandalen aus und schwingt sich zum Wasser hin. Sie spielt mit den Füßen im Wasser und schlägt dort mit der linken Hand Wellen. Er taucht die hohle Hand ein und schüttet sie über Jakobas Füße aus. Sie lacht ihn freundlich an.

- Jetzt hast du meine Füße getauft. Welche Wege werden sie mit dem neuen Namen gehen?
Ich werde dich wiedersehen, Emil.

Und sie eilt barfuß davon.

Kurz hängt Emil ihr nach, dann dreht er sich herum und wäscht sein Gesicht im Brunnen. Die Resttropfen an seinen Händen spritzt er auf Rudolf.

- Du bist zuständig fürs Essen und für alles Lebensnotwendige, zumindest solange ich hier in der Stadt bin und Gott noch nicht gefunden habe.
- Tu nicht so bedeutungsvoll. Der Mensch lebt nicht vom Brot alleine. Die Luft und die Liebe tun auch das Ihrige dazu. Du hast gerade eine gute Seele kennengelernt und deine verlorenen Seele geht spazieren. Das heißt, da tut sich was.
- Seit wann redest du so klug über irdische Dinge, als ob du etwas von Himmel verstehst?
- Manchmal sinke ich tiefer als die Erde und sehne mich so stark nach irdischer Sonne, dass ich ahne, wo Gott beginnen könnte. Komm mit und ich zeige dir ein Stckchen davon. Du brauchst auch nicht zu hungern.

Sie gehen in den Bahnhof, steigen auf Gleis 1 hoch und klopfen dort bei der Bahnhofsmission an. Eine Schwester vom Diakonischen Werk öffnet und begrüßt Rudolf sichtlich erfreut. Ohne Formalitäten dürfen sie sich an einen Tisch am Fenster setzen und bekommen eine heiße Suppe zu essen. Emil isst mit großem Appetit und schaut durchs Fenster auf die Stadt. Nach und nach geht ihm auf, dass er die Südstadt in Grundzügen kennt, innerhalb eines Tages hat er das äußere Bild begriffen und Fetzen menschlichen Lebens mitbekommen.

- Rudolf, was weißt du von dieser Stadt, was weißt du von diesen Menschen hier?

- Du fragst wie eine Krähe. Gleite wie ein Falke über den Dächern, beobachte alles, was sich regt und wie es sich regt, wohin es sich bewegt und was zusammen trifft und was sich meidet! Wenn du das nicht kannst, dann bleibe hier unten und warte ab!

Also gut, jetzt zeige ich dir, dass ich mein Gehirn noch nicht ganz versoffen habe.

Stell dir vor, eine Frau wird mit fast fünfzig Jahren seelisch schwer krank. Sie lebt in der Ehe mit einem erfolgreichen Mann und hat eine Tochter. Diese hat oft schwere Alpträume und geht nachts nach draußen, um nicht verrückt zu werden, Die Frau selber hat einen Bruder, der ihr oft lange Vorträge hält, wie ihr Leben auszusehen hat. Ihr Vater ist von einem Blitz erschlagen worden, weil er sogar bei Unwetter im Wald spazieren ging. Ein Onkel von ihr war in einem Kloster gewesen, in den letzten Jahren hatte er sich als Seelsorger in eine Heilanstalt für Trinkerinnen gemeldet. Ihre Mutter war eine herzengute Frau, wegen Augenschwäche musste sie den Bauernhof verlassen, auf dem sie aufgewachsen war, und lernte Krankenpflege in der Stadt. Sie heiratete einen Witwer, einen ruhigen Beamten schwedischer Herkunft, der seinen Ärger immer an die frische Luft trug. Das ist der, der vom Blitz erschlagen wurde. Er brachte einen Sohn aus erster Ehe mit, der im Krieg als Flieger über Dänemark abgeschossen wurde. Mit diesem Halbbruder vertrat unsere Frau recht gut. Sie waren wie ein Herz und eine Seele. Der andere, leibliche Bruder, hält ihr die Vorträge. Ein hoch intelligenter Kopf, der total vereinsamt ist.

Die Frau wird also seelisch schwer krank. Und die Tochter träumt: Ein graugrüner Adler mit stählernen Federn umkreist ihre Mutter und treibt sie in eine Höhle. Eine prophetische Gestalt hält den Adler in Schach. Die Tochter selber steht auf freiem Feld und hält eine Taube in den Händen. Sie möchte diese Taube dem Propheten schenken, der zwischen ihr und der Mutter zum Adler aufgerichtet ist. Gleichzeitig weiß sie, dass sie die Mutter vom Adler erlösen kann, wenn sie die Taube fliegen lässt. Denn der Adler würde sich auf die Taube stürzen. Sie kann sich nicht entscheiden, aus Angst, den Propheten zu verlieren. Denn dieser hätte genug mit ihrer Mutter zu tun, und ohne Taube hätte sie nichts mehr, um dem Propheten eine Freude zu machen.

Zu mehr reicht mein armes Gehirn nicht. Jetzt bist du an der Reihe. Bringe diese Geschichte in der Stadt unter. Es dürfte dir nicht mehr schwer fallen. Und dann sage mir, was die Tochter tun soll! Wenn dir das gelingt, hast du den Zipfel vom Mantel Gottes berührt.

Emil ist ganz versunken.

- Rudolf, was hast du mir da erzählt!

Ich habe bisher noch nichts Spannenderes gehört. Noch haben wir die Antwort nicht. Aber Menschenskind, die Lösung liegt in der Luft. Wir werden uns auf die Suche machen und wir werden Spuren suchen. Wir werden uns vorarbeiten, Schritt für Schritt. Gott sei uns gnädig, dass wir die Chance nicht verpassen.

- Immer schön langsam, du Held. Eifer schadet der Seele.

- Gut, was tun wir konkret?
- Wir suchen uns eine Arbeit für Morgen und dann eine Bleibe für die Nacht. Komm, ich weiß schon, wie wir das machen.

Rudolf verabschiedet sich von der diakonischen Schwester.

- Wieder einmal sind wir Gott ein Stück näher gekommen. Sie wissen gar nicht, welche Schätze sich hier verbergen.
- Ich tue nur meinen Dienst.
- Aber an der richtigen Stelle und ganz unauffällig, so dass wir uns in Ruhe auf eine große Reise vorbereiten konnten.

Sie gehen zurück vor den Bahnhof und von dort in eine Straße entlang der Bahnlinie. Sie treffen auf eine Tiefbaufirma. Rudolf verhandelt mit dem Bauleiter. Sie einigen sich auf einige Tage Arbeit für beide bei Kanalbauarbeiten am Bahndamm.

- Wir gehen jetzt zu unserer Schlafstätte in der Dreisternwache. Die liegt hinter dem Bahnhof.
- Schlaf habe ich bitter nötig. Wie gut ist die Wache?
- Warte ab! Habe ich dich bisher enttäuscht? Wir finden schon eine Wiege für deine Traumlandfahrt. Vorher müssen wir noch durch den Tunnel.

Neben dem Bahnhof geht ein Fußgängertunnel unter den Bahngleisen hindurch. Ihnen schlägt abgestandene Luft entgegen, öliger Geruch vermischt mit Urin und Bierdunst.

- Halte den Atem an, sonst musst du reiern!
- Nein, heute atme ich durch. Ich lasse mir nicht mehr die Luft nehmen, egal wo und durch was.

An den Wänden wird geworben für eine Musik- und Tanzschule, in Schaukästen für den Offiziersnachwuchs bei der Bundeswehr, in deutlichen Bildern für die Nachtlokale, für ein Popkonzert und irgendwo auch für die Telefonseelsorge.
Sprüche sind an die Wände gesprüht:

Lasst die Sau raus, der Saustall brennt!

Fliege zum Mond, denn das Leben wird BRDigt!

Leiste dir Gott, dann brauchst du dir nichts mehr zu leisten!

- Da waren aber Untergrundpoeten am Werk.

- Im Untergrund wirst du zum Poeten oder du säufst ab.
- Warum lebst du noch?
- Weil ich eines Tages einmal mein Gedicht schreiben werde.

Sie kamen ans andere Ende, wieder ans Licht.

- Ein Gedicht mit kristallklaren Bildern und schwingenden Tönen, so schön wie der Grund eines ewig ruhenden Sees.

Und Rudolf sah Emil in die Augen.

- Dann weiß ich, wo ich dran bin, mit mir und mit dir.
- Dann sind wir an den Pforten des Himmels.

Und Rudolf sorgte dafür, dass sie ein ruhiges Zimmer, eine kleine Zelle im Verlies der Dreisternwache bekamen.

- Morgen erzähle ich dir mehr über die Dreisternwache. Schlaf gut und träume gut! Vergiss die Tochter nicht!
- Nein. Und ich vergesse Jakoba auch nicht.

Nacht in der Dreisternwache

Ein Riesenvogel steigt in den schrecklich blauen Himmel, steil empor, stößt wieder zurück und überschattet die Stadt, die sich nicht mehr wehren kann.

Eine unermessliche Feuerwehrleiter fährt in die Höhe. Ein Feuerwehrmann hält ein flatterndes Sprungtuch. Auf diesem kniet ein zitternder Bischof und bietet ein Futterkörnchen an.

Von einem fahrenden Zug aus erfasst ein rußgeschwärzter Arbeiter das Ende eines Seiles, das von einem übergroßen Kran geschwenkt wird. In einem weiten Bogen nähert er sich langsam dem Bischof. In seiner freien Hand hält er ein Bergsteigerseil, an das ein Anker geknotet ist, wurfbereit. Das Sprungtuch ist das Dach eines Zirkuszeltens, das sich von seinem Gerüst gelöst hat. Das Gerüst stellt sich als Verbund von Wachtürmen heraus, die um das Gelände des Elias aufgestellt worden sind.

Elias fixiert den Vogel und wendet sich immer wieder der Heiligen Veronika zu. Diese weint und das Tuch in ihren Händen färbt sich mit roten Flecken.

Und von der Stadt führt eine kleine Gasse durch ein Revier von Kleingärten. Von Garten zu Garten schleicht sich Rudolf auf dieser Gasse entlang und hält hinter sich Jakoba an der Hand. Sie strebt einem besonderen Garten zu, der dicht am Sperrzaun liegt. In seiner Mitte steht ein Gartenhäuschen aus Glas, dessen Dach stufenweise mit Glasplatten bedeckt ist. Nach einer Seite ist das Gartenhäuschen offen. Rudolf führt Jakoba in dieses Häuschen und nähert sich dem Zaun.

Dieser verschwindet an einer schmalen Stelle spurlos. Breit genug für einen Menschen. Rudolf geht zurück zu Jakoba und schickt sie durch diese Stelle. Jakoba eilt barfußig auf das Gelände des Elias. Dieser zuckt wie vom Blitz getroffen zusammen, stützt sich mit einer Hand gegen den Vogel und mit der anderen erfasst er den Zaun. Dieser zündet an dieser Stelle und die Hand des Elias brennt, aber sie verbrennt nicht. Der Arbeiter wirft seinen Bergsteigeranker aus. Er bohrt sich in das Sprungtuch. Der Bischof wird ohnmächtig. Der Feuerwehrmann kann das Tuch nicht mehr halten, die Leiter kippt, das Tuch faltet sich und fällt. Und der Schattenvogel stürzt.

Emil ist schweißgebadet. Nur mühsam beruhigt er sich im nächtlichen Licht des Zimmers und des Stadthimmels im Rahmen des kleinen Fensters. Er sieht noch den Vollmond und ist wieder weg.

Ein langer Weg schlängelt sich durch den felsigen Urwald, tief durch das Dickicht und immer wieder an einem reißenden Bach entlang. Voll tönende Waldluft. Voller Stimmen, Vögel und Insekten, Röhren der Hirsche.

An einer Stelle staut sich das Wasser an Felsbrocken, erstirbt zu einem kleinen, natürlichen Stausee, über dem sich das dichte Blätterdach verdünnt und lichtet. Der Eingang einer Höhle tut sich auf, aus dem ein kleines Rinnsal fließt.

Von diesem Ort magisch angezogen, klettert Emil auf einen Felsbrocken, an dem Weg, Bach und Rinnsal zusammen kommen. Er schaut nach oben und es wird ihm fast zu hell, er schaut in die Tiefe, in die sich das Wasser hinter der Staustufe hinab stürzt, und ihn schwindelt.

Ihn lockt der quirlige Ton des Rinnsals und ihn lockt die kühle Dunkelheit der Höhle. Er nähert sich dem Eingang. Er findet Fußabdrücke, die zu Stein geworden sind. Unaufhaltsam schwirren Bienen darüber wie über Blumen.

Emil tritt in die Höhle. Das Wasser des kleinen Baches beginnt bläulich zu leuchten. Die Höhlenwände schimmern bräunlich rot. Da und dort flackern Glühwürmchen auf. Er geht durch einige Windungen und kommt in einen Hohlraum. Dort stehen allerlei Schuhe, als letzte wurden Sandalen hingestellt. Emil glaubt die Sandalen zu kennen. Er betastet sie, aber es gelingt ihm nicht, sie zuzuordnen. Er denkt eine Weile nach und meint, dass etwas zu tun sei. Aber er tut nichts als weiter zu gehen. Und beim Weitergehen merkt er, dass er eigentlich nicht mehr geht, sondern sich gehen lässt. Die Windungen werden kurvenreicher, das Wasser tönt und leuchtet heller, mehr Glühwürmchen flackern. Der nächste Hohlraum ist ein kantiges, schloßähnliches Gewölbe. Allerlei Waffen enthält es: Äxte, Schwerter, Gewehre und als letztes ein Armreif mit scharf funkelnden Edelsteinen. Wieder denkt Emil, dass dieser ihm etwas sage und dass er etwas tun müsse. Aber er versteht nicht und er tut nichts als weiter zu gehen. Er merkt wieder, dass er nicht geht, sondern gegangen wird, und außerdem, dass er anfängt sich zu wehren. Die Windungen werden zackiger, das Wasser tönt und leuchtet metallisch, noch mehr Glühwürmchen flackern und schießen. Es folgt ein Hohlraum wie eine Hexenstube, in der es dampft und zischt. Aber es hängen nur Kleider hier: Fracks, Kostüme und Jacken. Als letztes ist eine ornamentenreiche Strickjacke aufgehängt. Emil streicht an ihr entlang. Er denkt, dass sie sich ihm fast aufdrängt. Aber was da drängt, versteht er nicht. Und er tut auch nichts, obwohl er sich sagt, dass er jetzt allmählich endlich etwas tun müsste. Leicht gereizt wird er durch die Windungen geschleust, die spiralenförmig in die Tiefe gehen. Das Wasser sprudelt, deutlich lauter und greller. Er stolpert in den Felsenraum. Keine Wände begrenzen ihn und auch kein Dach, und doch hält er unendlich dicht zusammen als der Ort, um den es geht. Ein einziger Felsen in der Mitte von brausenden Wellen umgeben. Auf dem Felsen ein Leinentuch, darauf Brot und Wein.

Und Emil sieht und weiß nichts mehr. Er sinkt in die Wellen, kneift seine Augen zu, ballt seine Fäuste, zieht die Beine an, beißt auf die Zähne, stockt den Atem und ersteinert im Herzen, all seine Glieder verkrampfen sich.

An dem Ort, um den es geht, geht es gerade auch um ihn. Und da, wo es um ihn geht, ist er ganz außer sich, entstellt und enteelt. Mit aller Gewalt wird er von sich entfernt, entfremdet, entstellt und enteelt. Und er weiß davon nichts, will nichts, tut nichts. Und doch umgibt ihn dieser Ort und wirkt in ihm. Entlässt ihn, weil er nicht lassen kann. Die Wellen werfen Emil an den Strand. Dort liegt er ohnmächtig im wüsten Sand. Arg ist sein Erwachen und er ärgert sich. Er rappelt sich auf, klappert in seiner nassen Kleidung. Er folgt Spuren im Sand, weil er sonst nichts zu befolgen hat. Die Spuren bringen ihn durch Dünen, eine trockenheiße Ewigkeit nur durch Wellen aus Sand. Ein dürrer Strauch, Kakteen, Steine, Schädel von Rindern, ein Brunnen. An einer Leine hängt Frauenwäsche. An diese beginnt Emil sich zu fesseln, sie fesselt ihn. Aus dem Brunnen steigt eine Frau, geht auf ihn zu und fasst ihn am Arm. Ganz verstört fährt Emil herum. Ein stechender Schmerz durchbohrt seinen Bauch, eine unendlich unerfüllte Wehmut, Sehnsucht nach unfassbarer Weite. Und mit einem Mal erkennt Emil, dass er vollkommen bekleidet ist, eingeschlossen in seine Kleider, von denen er nichts abgelegt hat. Die Frau öffnet ihm die Schuhriemen, und Emil schüttelt den Kopf, ballt seine Fäuste wieder und kurz ist er wieder ganz verkrampft. Dann schleudert er seine Schuhe von sich und läuft zum Brunnenrand. Die Frau schöpft aus dem Brunnen Wasser und schüttet es über seine Füße.

Sie sagt:

- Emil!

Emil erwacht.

- Jakoba! Ich habe dich nicht erkannt. Bist du es, die ich gesucht habe?

- Komm, lasst uns gehen!

Und sie gehen auf einem Weg in eine fruchtbare Landschaft, Rosen blühen an den Seiten. Der Grund des Weges ist moosweich. Bis hin zu einem Dorf und einem Hof. Dort werden sie empfangen von einem alten Ehepaar, Bauern. Die Beiden nehmen Jakoba in ihre Mitte und bringen sie in den Hof.

Die Frau beruhigt Emil:

- Sie braucht jetzt Schlaf und Erholung.

Als Jakoba verschwunden ist, kommt der Mann, um das Tor zu schließen:

- Gehe und mache zuerst deine Arbeit zu Ende.

Das Tor bleibt verschlossen wie ein Siegel.

Das ist so schlimm, denkt Emil, dass es sich nicht lohnt, sich dagegen zu wehren noch deswegen ohnmächtig zu werden. Er steht vor dem Tor wie vor einer Tatsache, die einfach da ist, die so ist und so sein muss, weil es einfach nicht anders geht. An diesem Tor gibt es nichts mehr zu rütteln,

genauso wenig wie an den Steintafeln des Moses.

Emil ist betäubt. Sein Denken und Fühlen sind gelähmt, sie stehen still. Sie finden keinen Punkt mehr, sich zu bewegen, voran oder zurück.

Emil wird zu Stein. Und wie ein Stein den Berg runter rollt, entfernt er sich vom Tor. Er tritt von Stein zu Stein zu einem Steinbruch. Dort schleifen ihn die Steinklopfer mit zur Arbeit. Und er beginnt zu arbeiten und hört nicht mehr auf. Er kennt weder Pausen noch Tag und Nacht, er streitet nicht und buckelt nicht. Aber unter seinen Händen füllen sich die Waggons wie von selbst. Er redet nicht und erzählt nicht von Gestern und Morgen, er ist keinem böse noch gut. Er tut das, was alle machen, nur er hört nicht damit auf und tut es scheinbar ohne Grund und Ziel.

Als erstes kommen die Arbeiter und bieten ihm die Führung in ihrer Solidarität an. Er geht nicht darauf ein, weil er es nicht versteht. Die Direktion wird unruhig, weil er nichts Besonderes haben will. Sie bietet ihm an, Vorarbeiter zu werden. Emil drückt ihnen einen Stein in die Hand. Darauf steigern sie das Angebot: eine leitende Stellung in der Verwaltung. Er legt ihnen zwei Steine vor die Füße. Daraufhin schmieden sie Pläne, wie sie ihn entlassen können. Sie steigern den Druck auf die Arbeiter, indem sie seine Leistung zum Maßstab nehmen. Diese fangen an, ihm zu setzen. Sie scharen sich um ihn, sie meiden ihn und drohen ihm. Emil nimmt es nicht wahr. Einige fangen an, sich bei der Direktion zu beschweren. Andere nehmen ihm das Werkzeug weg. Er arbeitet mit bloßen Händen. Und jedem, der etwas sagen will, bleiben die Worte im Hals stecken.

Schließlich senden die Arbeiter Boten aus, um Hilfe zu holen. Die Direktion beeilt sich, dem zuvor zu kommen. Sie sperrt alle Arbeiter aus und lässt nur Emil arbeiten.

Und der kennt jetzt nur noch Steine. Die Arbeiter versammeln sich draußen, demonstrieren und protestieren. Sie erhalten als Antwort ganz lapidar: Nehmt ihr ihn doch und entfernt ihn!

Daraufhin werden die Tore wieder geöffnet und die Arbeiter ziehen geschlossen in den Steinbruch. Sie greifen Steine auf und umzingeln Emil.

- Wach auf! Wach auf!

- Lass mich doch bei den Steinen. Mehr kann ich nicht und hab ich nicht.

- Wer kein Herz für Steine hat, werfe den ersten Stein! Wach endlich auf, sonst wird es zu spät!

Keiner wirft seinen Stein. Die Arbeiter fragen Rudolf, der gerade noch rechtzeitig mit dem Boten ankommt, was denn in diesen Mann gefahren sei.

- Ist das ein Besessener oder ein Heiliger?

- Weder noch. Der hat sich noch nicht entschieden. Lasst ihn! Ich bin dafür verantwortlich, dass er lernt, Steine zu lesen statt sie zu hauen. Komm Emil, steh auf, nimm deine Klamotten und komm!

Jetzt wacht Emil auf. Rudolf steht vor seinem Bett.

- Du hättest glatt verschlafen. Da komme ich ja noch gerade rechtzeitig zurück, um dich zu wecken.

- Wo warst du?

- Wo werde ich schon gewesen sein. Dreimal darfst du raten.

- Stadt? Kloster? Bei Schwester Veronika!
- Jawohl. Ich sehe mich bestätigt, auf dich ist Verlass.
- Was sagt sie?
- Wie weit du gekommen seist mit deiner Suche nach Gott. Sie erwartet dich, wenn es soweit ist
- Ich vergesse sie nicht. Was hast du sonst noch angestellt?
- Die Stadt verraten.
- Womit?
- Womit wohl? Wovon träumst du die ganze Zeit!
- Rudolf, du bist unschlagbar. Hast du auch Brote von Schwester Veronika?
- Versteht sich. Denk an den Dank, den du ihr schuldest. Der sammelt sich langsam an.
- Was es nicht alles für Lasten zu tragen gibt.

Sie essen die Brote.

- Bevor wir zur Arbeit gehen, erkläre ich dir noch die Dreisternwache. Damit du auch weißt, wo wir sind und noch einige Zeit hausen werden.
- Muss das sein, so früh am Morgen.
- Du siehst, wie es ist, mit sinnreichen Dingen auf nüchternem Magen überfallen zu werden. Ich denke, es muss sein. Pass auf, so schlimm ist das nicht.
Es gibt in jeder Stadt ein Notquartier, so auch hier. Jede Stadt muss irgendwohin mit den Leuten, die kein Obdach haben. Wir sind obdachlose Männer, also sind wir hier. Die Stadt verwaltet unser Schlafen. Aber sei unbesorgt, sie verwaltet nicht unsere Träume. Aus mehreren Gründen. Wir leben unsere Tage selber und keiner kann uns befehlen, was wir damit machen. Und außerdem werden wir heute arbeiten und im Schweiß unseres Angesichts unser Geld verdienen. Damit bezahlen wir einfach unsere Schlafstelle. Wir sind fast normale Menschen. Und das macht uns fast frei, jedenfalls frei genug, um zu buddeln, du weißt, um unser Rätsel zu lösen. Damit nicht genug. Dieser Bunker hier heißt Dreisternwache. Das hat seinen Grund. Hier haben sich Dreisterne-Generäle des letzten Krieges einquartiert und ihre Überfälle auf die Welt ausgearbeitet. Im untersten Teil, genau wo wir hier sind, waren die Spezialeinheiten für den Hass auf den Straßen. Hier haben sie ihre Gegner gefangen gehalten und gefoltert: Widerständler, weiß und rot. Auch fromme Leute, katholisch und evangelisch. Du weißt Bescheid. Also, langer Rede kurzer Sinn: wir sind hier in der Höhle des Löwen. Das hat seine entscheidenden Vorteile. Hier sammelt sich, was aus der Stadt fällt. Das ist gut für die Spurensuche. Und wer im Auge des Orkans ist, überlebt den Sturm am besten. Und zum

Schluss das Wichtigste. Du wirst es jetzt noch nicht verstehen. Egal. Ich sage es, damit du es schon einmal gehört hast. Wir münzen die Dreisterne um und machen daraus eine Dreieinheit. Sterne als militärische Symbole treiben Menschen gegeneinander in den Krieg. Wir machen Sterne zum Symbol des Friedens, Begleiter auf dem Weg zu einander. Und wenn wir uns die Dreieinheit zu Herzen nehmen, ist sie mitten unter uns.

- Mir wird Angst und Bange und bleiern schwer. Rudolf, warum bist du so anstrengend weise geworden.*
- Grübele jetzt nicht darüber nach. Alles hat seine Zeit. Komm, es gibt Arbeit!*